

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Rebr., 22. Juli 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 47.

## Morgensonne.

Von Hans Herbert Ulrich.  
Auf Zehenspitzen lugt der Sonnenschein  
Mit hellen Augen nach den grauen  
Gründen,  
Greift in die bunten Wälder tief hinein,  
Um ein verschlafenes Vogelneß zu  
finden.  
Das weckt er dann zu frischem  
Morgenglied  
Und streut die Klänge hoch in blasse  
Weiten,  
Wo schon ein Pfug die schwarzen  
Furchen zieht  
Und Ackergäule durch den Nebel  
schreiten.  
Ein Landmann hält und spricht sein  
Frühgebet,  
Neigt still sein Haupt vor Gottes  
Morgengegen —  
Doch als die Sonne fiegend weiter-  
geht,  
Da richtet er sich hoch dem Tag ent-  
gegen.

## Er soll Dein Herr sein.

Humoreste von W. Harold  
Thompson.

Er und sie hatten einen kleinen Streit miteinander, eine Meinungsverschiedenheit über einen sehr winzigen Gegenstand — ihr Neugeborenes.  
Er, Walter, wollte, er sollte den guten alten Namen Johann erhalten.  
„Johann ist ja nicht besonders wackelnd, das ist richtig, aber da ist Onkel Johann, der ja, wie Du weißt, Millionär und Junggeselle ist. Und wenn wir den Jungen nun nach ihm benennen, so wird er uns das wohl hoch anrechnen. Man kann ja nicht wissen — er ist ein gutmütiger, alter Kerl. Und außerdem — was kommt es denn auf den Namen an?“  
Lilli sah ihn über die kleine weiße Wiege mit den rosa Vorhängen hinweg vorwärts.  
„Ich will aber nicht, daß mein Sohn einen so abheulichen Namen wie Johann bekommt.“  
„Auser Sohn“, verbesserte Walter sanft.  
„Meinetwegen auch unser Sohn, wenn Du willst. Er soll aber nicht Johann heißen. Das will ich nicht. Er kann doch nach Dir Walter heißen.“  
Walter sehte sich und begann zu rauchen.  
„Aber Lilli!“ fuhr er auf. Sie hatte erregt seinen Arm gepackt.  
„Um Gotteswillen“, rief sie, „was machst Du denn? Du willst doch nicht etwa rauchen?“  
Er sah sie verdutzt an.  
„Warum eigentlich nicht?“ fragte er.  
„Warum nicht?“ Ihre Stimme zitterte vor Erregung. „Warum nicht, fragst Du — hier, wo das winzige Ding — sie wies auf das weiß-rosa Bündel in der Wiege — „taum ein Weiter wohl von Dir schlüßst? Du willst wohl auf diese Weise verhindern, daß er den Namen Walter bekommt?“  
„Du willst ihn wohl erlösen?“  
„Sie senkte den Kopf und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Walter starrte sie verständnislos an und that dann seine Cigarette in den von ihm stehenden Aschbecher.  
„Sei nicht albern, gefälligst!“ sagte er.  
Er stand auf, ging ans Fenster und sah eine Weile hinaus. So herrschte für kurze Zeit Schweigen im Zimmer. Endlich wandte sich Walter um und sah seine Frau an.  
„Also, Lilli“, fing er an, „er wird Johann heißen. Ich bin jetzt fest dazu entschlossen. Johann ist ein guter, alter Name, der hundert Mal gediegener ist, als Walter. Wenn Du ihn nach mir nennst, lachen ihn später die Jungen in der Schule aus. Außerdem könnte das leicht zu Verwechslungen Anlaß geben. Wenn Du z. B. hier zu Haus oder sonstwo „Walter“ rufen würdest, käme wahrscheinlich keiner von uns beiden, weil wir nicht wüßten, wer eigentlich gemeint ist. Rein, Walter geht nicht. Er heißt Johann, und damit schlüß.“  
Er sah sie dabei aber noch immer etwas unsicher an.  
„Lilli“, murmelte er, „wir werden uns doch nicht um den Namen zanken. Wir haben uns überhaupt erst einmal

gezankt, und ich kann nicht behaupten, daß das sehr erfreulich war.“  
Lilli strich an ihrem Kleide entlang und preßte die Lippen aufeinander. Dann sagte sie:  
„Nein, wir wollen uns nicht zanken, wenigstens ich nicht. Du kannst allein wüthen, wie Du willst. Du hast beschlossen, ihn Johann zu nennen. Nun, ich habe beschlossen ihn Walter zu nennen. Es ist ebenso gut mein Sohn“, rief sie trotzig.  
Er nickte. „Ja, aber meiner auch.“  
„Und wenn er es ist, so bin ich immer seine Mutter!“  
„Und ich sein Vater!“  
„Ach, sei still!“  
Wieder Schweigen, während sich Walter am Aschbecher zu schaffen machte und abwechselnd das rechte Bein über das linke und das linke über das rechte legte. Lilli starrte vor sich hin.  
„Denke an Onkel Johann“, begann Walter schließlich wieder. „Am des Jungen willen, denke an Onkel Johann!“  
„Ich denke schon an ihn, aber — ich weiß bis jetzt nicht, was uns veranlassen sollte, das Kind nach ihm zu benennen. Ich wüßte nichts, wodurch er das so besonders verdient hätte.“  
„Es handelt sich ja nicht um das, was er schon gethan hat“, meinte Walter, „sondern um das, was er erst thun soll. Er sitzt einfach auf dem Bilde.“  
Lilli warf den Kopf hochfahrend zurück.  
„Bis jetzt“, sagte sie scharf, „habe ich gar nicht gewußt, daß Du so habgierig bist. Ich bin fest überzeugt, daß unser Kind lieber arm sein, als Johann heißen möchte. Du findest doch selbst, daß es schrecklich klingt. Nicht wahr, Du findest es doch auch, Walter?“ — Er schüttelte den Kopf.  
„Ich kann den Namen nicht so schrecklich finden. Und, — ich will ja nicht gerade, daß der Junge mal ein luxuriöses Leben führen und gar nicht arbeiten soll, aber, — man kann ja nicht wissen — auf alle Fälle steht er dann gesichert da. Und dann übrigens, bitte, ist denn Johann ein so gewöhnlicher Name? Denke an den König von England, oder den Apostel Johannes — ich könnte mir nicht denken, daß ein Apostel Walter heißt!“  
Lilli beugte sich zärtlich über den winzigen Schläfer in der Wiege.  
„Johann“, flüsterte sie, und dann schüttelte sie den schönen Kopf. „Nein, Walter, Walter!“  
Der junge Ehemann stand hinter ihr und rechte sich stramm auf. Er sollte Johann heißen und nicht anders.  
„Es hat gar keinen Fried“, sagte er launig. „Er würde gar nicht darauf hören, wenn Du Walter riefst.“  
Lilli wandte sich zornig um.  
„Er würde nicht darauf hören!“ wiederholte sie. „Du sprichst, als wenn er ein Hund wäre!“ Sie sah erst ihren Mann, dann das Kind, und dann wieder ihren Mann an. „Das kannst Du Dir wohl gar nicht denken, daß ich ihn gern nach Dir nennen möchte?“ fragte sie langsam. „Und wenn es nicht nach Dir wäre, dann könnte er ja auch Mar, nach meinem Vater, oder Herbert, nach meinem Bruder oder Robert, nach meinem Onkel — wenn er auch nicht auf dem Geld sitzt — heißen. Wir wollen ihn doch Walter, nach Dir, nennen!“  
Er legte seine Hand auf ihre Schulter.  
„Du bist ein guter Kerl“, sagte er, „und —“  
Er hielt plötzlich inne, weil er fürchtete, in seinem Entschlusse wandern zu werden. Er wußte, daß, wenn sie ihm weiter schmeichelte, er sicher den Kürzeren ziehen würde, und er wollte doch nicht nachgeben.  
„Ich hab's“, rief er plötzlich. „Wie wär's, wenn wir es auswürfeln oder Loose machen. Oder — nein! Wir nehmen zwei Streifen Papier und schreiben auf den einen „Walter“ und auf den andern „Johann“ und thun dann beide in einen Hut. Dann nimmst Du einen heraus, und den Namen, der dann heraus steht, bekommt der Junge. Ist das nicht ein guter Gedanke von mir?“  
Lilli überlegte einen Augenblick. Schließlich sagte sie:  
„Gut. Meinetwegen. Wenn Du durchaus so eigenfönnig bist.“  
Er lachte.  
„Eigenfönnig? Nicht im mindesten. Ich bin nur willensstark.“  
„Das dachte ich mir, daß Du das sagen würdest. Das sagt Ihr Män-

ner immer.“  
Er lachte wieder, ging aus dem Zimmer und lehnte nach einigen Sekunden mit einem seiner Hüte wieder.  
„Ich hoffe, Du ziehst „Johann“, sagte er, „Du wirst den Namen später auch besser finden. Ja, Du wirst so gar mal sagen, daß es der hübscheste Name ist, den Du kennst.“  
Er nahm ein Blatt aus seinem Notizbuch und riß es in zwei Hälften. Dann holte er einen Bleistift. „J-o-h-a-n-n“, buchstabirte er, während er den Namen niederschrieb, dann „W-a-l-t-e-r“, und kniffte die beiden Streifen zusammen, ließ sie in den Hut fallen und hielt ihn Lilli hin.  
Sie sah ihn zaghaft an.  
„Glaubst Du, daß das recht ist?“ fragte sie mit tonischer Verwirrung. „Dürfen wir mit einer so ernsten Sache Scherz treiben?“  
„Ach, Unsinn! Zieh einen Zettel heraus und sieh zu, wie der Junge heißen soll. Ich will stark hoffen, das es „Johann“ wird. Mach schnell. Lilli! Siehst Du denn nicht, wie aufgereggt ich bin?“  
Lilli schloß die Augen, steckte ihre zitternde Hand in den Hut und wühlte einen Streifen.  
„Dies!“ rief sie hervor und hielt ihm den Zettel hin.  
Er faltete ihn auseinander.  
„Johann!“ rief er mit Genugthuung und gab ihn ihr hinüber.  
Sie griff schnell danach und sah gespannt nach dem Namen.  
„Wirklich!“ rief sie. „Wirklich!“ Sie sah nachsichtlich auf die Wiege nieder. „Das ist also nun unser Johann. Du bist unser Johann!“ wiederholte sie langsam.  
Walter baute die beiden Zettel zusammen und warf sie in das Feuer.  
Erst viel später einmal, als Lilli sich nicht nur an den Namen Johann gewöhnt hatte, sondern ihn sogar sehr gern hatte, erzählte er ihr, daß damals auf beiden Zetteln dieselben Buchstaben gestanden hatten:  
„J-o-h-a-n-n-a!“

## Andreas Hofers Heimkehr aus Mantua.

Eine Erinnerung nach geschichtlichen Notizen wiedergegeben von Peter Hofegger.

An einem frostigen Winterabende des Jahres 1823 erklangen die gefrorenen Schollen der Straßen von Mantua unter den Hufen und Schritten eines einmarschierenden Soldatentrupps, und bedeckt von demselben ritten fünf Offiziere hoch zu Fuß in die Zitadelle ein. Es war das erste Bataillon des Tiroler Jägerregiments, welches aus einem italienischen Garnisonsort nach Trient verlegt wurde. Die Mannschaft war guter Dinge, denn heimwärts ging's, aus dem welschen Land heimwärts — und das ist dem Tiroler immer zur Lust. Die Offiziere sprachen im Albergo di Croce dem Weine zu, um sich nach scharfem Marschtag einen guten Abend angutun. Wenn man nach langem Aufenthalt in fremdem Lande in nur zwei Tagen zwischen den heimischen Bergen sein wird, da erst schmeckt der rothe Italienerwein. Doch eine eigentlich lustige Stimmung kann dem Tiroler zu Mantua nicht aufkommen. Ob das Lied damals schon gedichtet war, das weiß ich nicht, allein in der Luft tönte es wie weber Saitenlang: „Zu Mantua in Banden der treue Hoser sah!“ Die Offiziere gedachten des Helden, der dreizehn Jahre früher in dieser Festsung hingerichtet und begraben worden war. Plötzlich hieß Oberleutnant Joseph von Schön die Frau auf den Tisch und rief: „Meine Herren, ich weiß was! Nehmen wir den Hoser mit nach Hause!“  
Das Wort zündete; alle sprangen in die Höhe und sagten: „Das ist eine Rede! Nehmen wir den Sandwirth mit nach Tirol. Wenn's einer verdient hat, in geliebter Heimatserde zu ruhen, so ist's der Hoser.“ Eine Handvoll Tiroler Erden legt's mir auf mein Grab!“ War das nicht sein letzter Wunsch? Nein, Anderl, nicht eine Handvoll, ganz Tirol soll seine Ruheflut umfrieren. Sofort erhumieren, in dieser Nacht noch, denn morgen früh marschieren wir weiter!“  
Sie waren einig. Nur der Hauptmann Freiherr von Sternbach hatte das Bedenken, ob für das löbliche Wert nicht eine kaiserliche Vollmacht nötig wäre.  
„Wir brauchen keine“, sagte Leutnant Hauger. „Wir können nicht da-

hinter bleiben, bis von Seiner Majestät die Vollmacht herabkommt. Und eine solche Gelegenheit ergibt sich sobald nicht wieder. Auf, Kameraden, gehen wir gleich zum Festungspfarer!“  
Zehn Uhr abends war es, als sie im Pfarrhose vorstiegen. Seine Ehrenwürden Signore Antonio Bianchi wollte natürlich fürs erste nicht aufmachen lassen, fürs zweite nicht aus dem Bette steigen, fürs dritte nicht Deutsch sprechen und schließlich, als er zu all dem genöthigt worden war, seine Einwilligung nicht geben zur Erhumierung des österreichischen Helden. Er wollte die Stelle nicht sagen, wo Hoser begraben worden war, und den Todengräber nicht nennen, der es gethan hatte. Die tirolischen Offiziere sahen, daß sie hier auf feindlichem Boden standen, obgleich die Lombardei damals unter österreichischer Herrschaft lag. Was also nicht gutwillig geschah, das erzwangen sie. Der Monsignore sprach auf einmal ein ganz artiges Deutsch, ließ den alten Todengräber holen, fand den Schlüssel zu seinem Baumgarten, wo in einem Winkel der Sandwirth begraben lag. Der Todengräber wußte es ganz genau, hatte er doch an der Stelle auf die Mauer mit Kohle geschrieben: „Der Tiroler Rebellenhauptling.“  
Der Himmel war sternhell wie in jener Nacht, als Franzosen den Hoser im Schneegebirge von Passierer gefangen hatten. Als ob es seinen Sturm und seinen Pulverdampf gebe auf Erden, so frieblich und rein war die Natur. Mehrere Arbeiter waren herbeigeholt worden, um das Grab zu öffnen. Anfangs klangen die Spaten an der gefrorenen Scholle; bald wurde das Erdreich lockerer, und in kaum einer Stunde beleuchteten die Fackeln das Gerippe.  
Wie vorher der Pfarrer, so war nun auch der städtische Oberarzt aus seinem Bette geholt worden, um unter den Augen der Tiroler die Gebeine zu sammeln und deren Ausbeugung zu überwachen. Diese wurden in eine bereitgehaltene Holzstie geftan. Der Pfarrer stellte das Zeugnis ihrer Echtheit aus, und nachdem er den Offizieren noch ein Glas Wein angeboten hatte, was aber abgelehnt wurde, schieden die Herren gar höflich von einander.  
Die Kiste mit den theuren Gebeinen erhielt für den Rest der Nacht eine Ehrenwache von zwölf Mann. Und am anderen Morgen ging's der Heimath zu.  
In Trient angekommen, stifteten die Offiziere einen Sarg, in welchen Hofers Leberreste gelegt wurden; dann wollten sie ihn dem Kreisamte von Bozen übergeben, damit dieses die Bestattung auf dem heimatischen Kirchhofe im Passierthal veranlasse.  
Zur selben Zeit hatte aber der Kaiser Franz schon vernommen, was geschieden war. Einmal war seine Vermittlung schon zu spät gekommen, diesmal kam der Befehl noch früh genug: „Andreas Hoser soll nicht auf einen Dorffriedhofe liegen und bergesen werden; seine Gebeine sind zu Innsbruck in der Hofkirche feierlich beizusetzen.“ Also befahl es Kaiser Franz.  
Vierzehn Jahre früher war in derselbe Hofkirche ein großes Fest gewesen. Dem Kommandanten von Tirol war das Ehrengeschenk des Kaisers, eine goldene Kette, um den Hals gehängt worden. Damals war der Sandwirth der Regent des Landes, so viel als gefürsteter Graf von Tirol.  
Auf kriegerische Erfolge und politische Größe ist kein Verlaß, sie haben keinen Bestand. Was Andreas Hoser unsterblich macht, sind nicht seine Siege und Würden, sondern ist seine Treue, heldenhafte Heimaths- u. Freiheitsliebe. Und so zogen nun nach vierzehn Jahren seine irdischen Reste, wie die Reliquien eines Heiligen verehrt, ein in die Hofkirche der Hauptstadt. Der Sarg war geschmückt mit Hofers Hut und Säbel und der goldenen Kette. Sechs Landesvertheidiger aus dem Jahre neun trugen ihn. Hofers tapferer Kameraden Speckbacher und Sweth, der treue Steirer, schritten unmittelbar hinter dem Sarge, und eine ungeheure Menschenmenge folgte ihm. Das Volk von Tirol begleitete zur letzten Ruheflätte den, in welchem seine Tapferkeit, Frömmigkeit und Treue verkörpert bleiben wird für alle Zeit.  
Hofers Ruheflätte schmückt heute ein schönes Monument. Auf granitenem, mit Reliefs geziertem Sodel ragt in Ueberlebensgröße Hofers Standbild. Und in spätem Tagen wurde dem herrlichen Manne auch nahe der Stadt, auf dem Berge Fiel, ein Denkmal errichtet. Die Menschheit kann ihren edlen Vor-

bildern nicht genug thun. Je kleiner und fleinlicher die Zeit wird, desto leuchtender stehen die großen Charaktere da; je weniger man imfande ist, es ihnen gleichzutun, desto mehr ehrt und bewundert man sie.  
Jene fünf Offiziere aus dem Tiroler Jägerregimente, denen wir die Heimbringung von Hofers Leberresten verdanken, waren Eduard Freiherr von Sternbach, Johann von Rumpelmayr, Alexander Chevalier deRoqueville, Oberleutnant Joseph von Schön und Leutnant Georg Hauger.  
Nun geschah es, was geschieden mußte. Sie wurden ihrer eigenmächtigen That wegen in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen. Das Urtheil war zwar sehr schön und patriotisch gewesen, hieß es, allein es wäre ohne höheres Vorwissen, Gutachten und Befehl geschehen, daher sei es ungesetzlich und strafbar. Daß die fünf Waderen deshalb kriegsgerichtlich erschossen werden würden, befürchtete man zwar nicht; indes kam hoher Befehl an den Regimentsinhaber, daß den genannten Offizieren ihres Handlungswesens „nachdrücklich zu verheben sei.“  
Ich vermute, daß diese „Verhebung“ eher wie eine Erhebung angesehen haben dürfte. Richtig wäre das gewesen.  
Die Ruheflätte.  
Das moderne Kulturleben hat Tausenden und Abertausenden von Menschen die Ruhe des freien Landes genommen und hält sie in Bureaus und Fabrikträumen fest — es drängt große Menschenmassen in der Großstadt zusammen, wo ein stetes Rennen und Hasten und Lärmen die Sinne nie zur Ruhe kommen läßt. Alle diese Momente im Verein mit den tausendfältigen Aufregungen des täglichen Lebens bedingen nun einen solchen Aufwand an Nervenkraft, daß sich die Nervosität, die Krankheit unferser Zeitalters, herausbilden mußte.  
Da diese Krankheit noch gefördert wird durch bewußte und unbewußte Verschwendung der psychischen Kräfte, hat sie eine ungeheure Ausdehnung gewonnen, und mit dieser Ausbeugung wuchs naturgemäß auch die Zahl der Heilmittel, die dagegen empfohlen werden.  
Allein die Arzneien und Stärkungsmittel, die in Apotheken und Drogerien zu haben sind, besitzen keine so große Wirksamkeit. Wichtiger sind dagegen die Vorschriften hinsichtlich unserer Lebensweise, durch zweckmäßige Ernährung, frische Luft und den Kräften des Kranken angepaßte Leibesübungen und endlich auch durch vollständige Ruhe Körper und Nerven zu kräftigen.  
Es ist nun heute im allgemeinen selbstverständlich, daß jeder Mensch seine Ruheflätte hat, an denen er von der Hast und Unruhe der täglichen Beschäftigung ausspannt. Allein diese Befragt noch nichts. Die Hauptflätte ist die, daß man sie auch auszunutzen versteht und nicht den weitverbreiteten Fehler begeht, sie zu einem Tage der Strapazen und Uebermüdung zu machen.  
Wie viele der Leser sind an ihren Ruheflätten nicht schon unzählige Male stäubig, erschöpft und abgemattet heimgekehrt! In der Großstadt besonders, wo man sich durch das semntägliche Gewühl hindurcharbeiten muß, wenn man die gesündere Luft der Peripherie erreichen will, wo man sich in die überfüllten Wagen der Eisenbahn oder der Elektrischen drängen und bei der Rückkehr oft lange warten muß, um endlich ein Plätzchen zu erobern — da sind die Tage der Ruhe wirklich Tage der Strapazen und Ermüdung, und diese Ermüdung ist gewiß keine gesunde und stärkende.  
Da von den Hygienisten schon seit Jahren Sport und Bewegung im Freien empfohlen werden, hält man es für förderlich, solche unruhigen Ausflüge zu unternehmen. Gewiß, man darf die Bewegung nicht als etwas Böses verschreiben, doch darf sie nicht übermäßig sein. Für manche ist sie gut, doch nicht für alle auszeichnend, und eben die Hygienisten fangen an, in dieser Hinsicht ihre Meinung zu ändern.  
Früher zum Beispiel wurde stets nach der Mahlzeit Bewegung empfohlen. Heute aber heißt es: „Machen Sie sich Bewegung, doch nicht unmittelbar nach der Mahlzeit. Die Regungslosigkeit auf dem Sofa, sie gewährleistet eine gute Verdauung.“  
Nun, diese Regungslosigkeit auf dem Sofa würde vielen Ueberanstrengten an ihren Ruhetagen vorzüglich bekommen. Ja selbst direkte Bettruhe ist sehr empfehlenswert. Für alle, die ihre Kräfte im Laufe der Woche erschöpfen, dürfte nichts besser sein, als

ein ganzer Tag völliger Ruhe — völlige Ruhe auf dem Bett, im Dunkeln und ohne jede Beschäftigung, um zu schlafen so lange man es nur vermag. Viele aber, die ganz geneigt wären, sich diese Ruhe zu gewöhnen, zögern damit, weil es ihnen scheint, als sei dies eine übermäßige Verzärtelung, eine Art Faulheit, die man nur tabeln könne. Sie fühlen sich abgespannt und gar nicht so recht munter, aber sie stehen trotzdem auf, nur weil eine Art Borurtheil sie treibt, mit einem vagen Gefühl der Pflicht, der man sich nicht entziehen dürfe.  
Allein diese Bedenken sind einfach übertrieben. Man muß sich sagen, ein im Bett verbrachter Tag, ein Tag der Ruhe und des Schlafes, sei ein ausgezeichnetes Heilmittel, das nichts kostet, durch das man sogar später viele theure Arzneien erspart. Nichts ist gefährlicher, als bis zum Ende seiner Kräfte zu gehen, weil man sich dann in einem Zustande geringerer Widerstandsfähigkeit befindet und bei der ersten besten Gelegenheit — bei der leichtesten Erkältung oder der entferntesten Möglichkeit einer Ansteckung — sich irgend eine Krankheit entwickelt.  
Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, man müsse alle seine freien Tage im Bett verbringen. Mit nichts. Doch unter Berücksichtigung des Temperaments, der Lebensweise wäre es weise gehandelt, wenn man alle drei, vier, fünf oder sechs Wochen einen Tag auslegte, um die verbrauchten Kräfte durch eine kleine Ruheflätte zu ergänzen. Besonders bei den Frauen, die eine große Summe Nervenkraft ausgeben, und jungen, vielfach blutarmen Mädchen würde bei einer solchen Kur sich ein Gefühl des Wohlbehagens einstellen. Man scheue sich nicht, ein paar Stunden des Vergnügens auf diese Weise zu opfern; es ist ja oft so wenig aufrichtig, das Vergnügen, das man sich allwöchentlich gestattet, und es ist ja oft nur Langlewille und Enttäuschung, die man hinter der Maste lauter Heiterkeit verbirgt, daß man sich hin und wieder ganz auf entschlossen auftraffen und es der Gesundheit opfern kann.  
Ein gutes Bett, geschlossene Vorhänge, eine verriegelte Thür — weiter braucht man nichts, um in vierundzwanzig Stunden viele neue Kräfte zu sammeln ... und mit ihnen ein wenig der goldenen Jugend.  
Andermunde.  
Eine Leserin der „Tgl. Adsch.“ erzählt: Die kleine Marie meint immerzu. Nachdem die Lehrerin sie zu trösten versucht hat, wird sie endlich ungeduldig, da gar kein Grund des Zammers zu finden war, und sagt: „Nun höre aber endlich auf zu weinen“, worauf das kleine Ding ganz jämmerlich sagt: „Ach weine ja gar nicht, es weint von alleine.“  
Eine Lehrerin in derselben Gemeindefschule spricht von der Zehnpflege, der doch von der Behörde so große Wichtigkeit beigelegt wird. „Ich muß euch jeden Morgen die Zähne putzen, damit ihr gesunde Zähne behaltet. Wer hat denn keine Zahnbürste?“ Es melden sich sehr viele kleine Mädchen.  
Lehrerin: „Nun bittet heute eure Mutter, sie soll euch eine Zahnbürste kaufen.“ Am andern Morgen meldet sich eine Kleine und sagt: „Fräulein, meine Mutter kauft mir keine Zahnbürste, sie hat gesagt, so was soll ich nicht erst anfangen, das kann man sich dann schwer wieder abgewöhnen!“  
Geschäftstreff.  
Vermittler (zum Buchhalter): „Dieser Ueberflant mit den 200,000 Mark, die werden wir nicht gleich verloben — das ist ja für uns eine Art Reklamesäule.“  
Berichtsnappt.  
„Herr Wirth, das ist doch traurig, die Butter reicht ja kaum für das halbe Brot.“  
„Sakra, — und was i allweil schimpf“, sie soll'n das Brod — nit so groß schneid'n.“  
Alt-Jungferleins Sorge.  
„Ach, wenn nur nicht etwa der Standesbeamte an meinem Hochzeitstage krank wird!“  
Gegenbeweis.  
Parvenu: „Sagt mir dieser blaßte Schulte, meine Frau und ich hätten kein musikalisches Gehör! Und dabei haben wir zwei Gramophone mit drei Duzend Schallplatten!“